

Zum spielerischen Gehalt des Sports und seinem metaphorischen Mehrwert.

(Die in den Fußnoten angegebenen Links zu meinen Internet-Veröffentlichungen beziehen sich auf die oben genannten Websites und finden sich jeweils in den Unterverzeichnissen <.../tiedemann/documents/>)

1. Einleitung

Um die Begriffe „Sport“ und „Spiel“ geht es mir, um ihre innere, wesentliche Verbindung sowie um ihren metaphorischen Reichtum, insbesondere den des Sports.

Wenn ich sage „Ich bin ein Sportler“, dann klingt das wohl allemal gut. Meine Aussage „Ich bin ein Spieler“ weckt wohl eher verwirrte Skepsis. Dabei ist die erste Aussage über mich falsch, die zweite aber richtig.

Ich verstehe mich nicht mehr als Sportler, weil ich seit einiger Zeit keinen Wettkampf mehr bestreite oder anstrebe.¹ In meinen Begriffen betreibe ich nicht (mehr) Sport, sondern „Bewegungskultur“; ich komme darauf zurück. Bestenfalls könnte ich von mir sagen, ich sei „sportlich“, also einer, der etwas davon an sich hat, zumindest eine Eigenschaft dessen, was „man“ alltäglich als Sport versteht.

Ich bin allerdings ein Spieler. Ich spiele Geige und Bratsche, und ich spiele gern mit Gedanken, Worten, Bedeutungen und Metaphern. Außerdem spiele ich bei Gelegenheit Schach, Karten- oder andere Spiele. Allerdings spiele ich nicht in Kasinos oder Börsen, auch nicht mit dem Leben und auch nicht mit der Liebe, wohl aber gern in der Liebe. In diesen Aussagen zeigt sich ein großer Reichtum an metaphorischen Wendungen des Spiel-Begriffs bzw. des Verbs „spielen“, auf die ich hier aber nicht weiter eingehen werde.

Interessanterweise gibt es mit „sportlich“ ein direkt von „Sport“ abgeleitetes Eigenschaftswort, aber kein entsprechendes Adjektiv von „Spiel“: das Wort „spielerisch“ trifft es nicht. Auf der Tu-Wort-Ebene ist es umgekehrt: Zu „Spiel“ gehört „spielen“, aber zu „Sport“ gibt es kein direkt abgeleitetes Verb (etwa: „sporten“). Mit „Sport treiben“ behelfen wir uns etwas holperig.² Wenn ich versuche, die beiden zentralen Begriffe von der Einzahl in die Mehrzahl zu verwandeln, zeigen sich wiederum unterschiedliche Ergebnisse: „Sporte“ gibt es nicht, wohl aber

¹ Dies hat sich seit 2014 (wieder) geändert: Ich spiele seither Golf und nehme auch an (vorgabewirksamen) Turnieren teil.

² Im Englischen ist es ähnlich: Es gibt kein Tu-Wort für „sport“ oder „sports“, nur die ebenso holperige Phrase „to do sports“ (bzw. „... a certain sport“).

„Spiele“³. Im Englischen ist der Plural „sports“ nicht nur möglich, sondern wird fast in dem Sinne verstanden, in dem wir im Deutschen das *singulare-tantum* „Sport“ benutzen; der entsprechende deutsche Begriff für „sports“ ist genauer: „Sportarten“. Das englische „sports“ ist die Summe der Sportarten. Das aber ist eine andere kategoriale Ebene als das deutsche Wort „Sport“ (als Tätigkeitsfeld).

2. Meine Begriffsbestimmungen von „Spiel“, „Sport“ und „Bewegungskultur“

Diese sprachspielerischen Befunde sind für meine folgenden Definitionsbemühungen bedeutsam, in denen ich nach aristotelischem Muster vorgehe.⁴ Als nächsthöhere Kategorie (*genus proximum*) von „Sport“ sehe ich „kulturelles Tätigkeitsfeld“. Der abstrakte Begriff „Sport“ bezeichnet ein kulturelles Tätigkeitsfeld, derer es viele gibt, z. B. Musik oder Kunst. Sport ist keine Tätigkeit oder Handlung, auch kein Sachverhalt oder gar Gegenstand.

Bei „Spiel“ ist die Wahl des Oberbegriffs schwerer, weil dieses Wort zwar auch ein „kulturelles Tätigkeitsfeld“ bezeichnet (wenn man es Verallgemeinerung des Spielens auffasst), aber ebenso einen (kulturellen) Sachverhalt (wie Schachspiel als Spiel mit Regeln) oder sogar Gegenstand (wie Schachspiel als Brett mit Figuren).

2.1. „Spiel“

Mit meinen bisherigen Bemühungen um eine **Definition von „Spiel“** bin ich noch nicht ganz zufrieden, mit den in der vielfältigen Literatur⁵ angebotenen Definitionen bzw. Umschreibungen allerdings auch nicht. Einen wichtigen Kern trifft hoffentlich meine Kennzeichnung als **„kulturelles Tätigkeitsfeld, in dem Lebewesen im Modus 'als ob' handeln“**. Dieser Definitionsversuch umfasst aber nur das Bedeutungsfeld von „Spiel“ als Verallgemeinerung des Spielens; die Bedeutungsfelder des Sachverhalts sowie des Gegenstands „Spiel“ brauchen eigene Definitionen, etwa: *„Spiel ist (auch) ein kultureller Sachverhalt, in dem Menschen Regeln für ihr Handeln im Modus 'als ob' festgelegt haben“* sowie *„Spiel ist (auch) ein Gegenstand (oder ein Set von Gegenständen), der für das Handeln im Modus 'als ob' nach bestimmten Regeln benötigt wird“*. In den folgenden Betrachtungen wird es hauptsächlich um den ersten Begriff von „Spiel“ als Verallgemeinerung des Spielens gehen.

³ Im Englischen gibt es zwei Worte für „Spiel“: „play“ und „game“. „Play“ wird allerdings selten als Substantiv benutzt, meistens als Verb; als Substantiv lässt es sich eher nicht in den Plural verwandeln. „Game“ ist sowohl im Singular als auch im Plural üblich und bezeichnet das Spiel als Sachverhalt oder Gegenstand (siehe unten). „Ein Spiel spielen“ wird im Englischen durch die Verbindung beider Worte für „Spiel“ ausgedrückt: „to play a game“.

⁴ Vgl. A. Regenbogen/U. Meyer (Hrsg.): *Wörterbuch der philosophischen Begriffe*, begründet von Fr. Kirchner und C. Michaëlis, fortgesetzt von J. Hoffmeister, Hamburg 2013, Stichwort „Definition“.

⁵ Einen Überblick mit sportwissenschaftlichem Schwerpunkt bietet: A. Hohmann et al. (Hrsg.): *Handbuch Sportspiel*, Schorndorf 2005.

Mit dieser ersten, allgemeineren Spiel-Definition beziehe ich mich insbesondere auf die Ansätze Sigmund Freuds und Johan Huizingas.

Freud hat schon 30 Jahre vor Huizinga, in dem 1907/08 erschienen Aufsatz „Der Dichter und das Phantasieren“, eine fruchtbare Umschreibung des Begriffs „Spiel“ veröffentlicht, die in der mir bekannten Literatur fast völlig unberücksichtigt geblieben ist:

„Sollten wir die ersten Spuren dichterischer Betätigung nicht schon beim Kinde suchen? Die liebste und intensivste Beschäftigung des Kindes ist das Spiel. Vielleicht dürfen wir sagen: Jedes spielende Kind benimmt sich wie ein Dichter, indem es sich eine eigene Welt erschafft oder, richtiger gesagt, die Dinge seiner Welt in eine neue, ihm gefällige Ordnung versetzt. Es wäre dann unrecht zu meinen, es nähme diese Welt nicht ernst; im Gegenteil, es nimmt sein Spiel sehr ernst, es verwendet große Affektbeträge darauf. Der Gegensatz zu Spiel ist nicht Ernst, sondern - Wirklichkeit. Das Kind unterscheidet seine Spielwelt sehr wohl, trotz aller Affektbesetzung, von der Wirklichkeit und lehnt seine imaginierten Objekte und Verhältnisse gerne an greifbare und sichtbare Dinge der wirklichen Welt an. Nichts anderes als diese Anlehnung unterscheidet das ‚Spielen‘ des Kindes noch vom ‚Phantasieren‘.“⁶

Meine - in psychoanalytischer Tradition begründete - Formulierung des „Handelns im Modus ‚als ob‘“ drückt Huizinga - meiner Ansicht nach schwächer und weniger klar als Freud - aus als „eine freiwillige Handlung oder Beschäftigung“, „begleitet ... von einem Bewußtsein des ‚Andersseins‘ als das ‚gewöhnliche Leben‘“⁷.

Ich will hier keine ausführliche Auseinandersetzung mit der spieltheoretischen Literatur vortragen, wohl aber kurz auf Ludwig Wittgenstein eingehen. Er wird von vielen für einen der wichtigsten Autoren zur Spiel-Theorie gehalten. An ihm habe ich mich bei meinen begrifflichen Klärungsversuchen zu „Spiel“ am intensivsten abgearbeitet, allerdings mit unbefriedigendem Ergebnis.

Wittgenstein hat in seinen 1953 postum herausgegebenen *Philosophischen Untersuchungen* seine sprachphilosophischen Gedanken ausgerechnet am Begriff „Spiel“ entwickelt.⁸ Wittgenstein spielt in seinen „Bemerkungen“ selbst oft damit, dass das „Sprachspiel“⁹ um das Wort „Spiel“ eben auch (bloß) ein Spiel sei (§ 71). Es ist schwer zu erkennen, wann Wittgenstein ernst argumentiert, wann ironisch, wann spielerisch, wann als *advocatus diaboli* oder wann als *alter ego*. Dies hat 2003 auch der Herausgeber dieser Schrift, Joachim Schulte, in seinem Nachwort so formuliert.¹⁰

Aus Wittgensteins in meinen Augen unsystematischen und unklaren Gedanken hat er selbst gefolgert, der Spielbegriff sei - wie übrigens auch der Sport- und der Kunstbegriff - einer mit

⁶ S. Freud, *Der Dichter und das Phantasieren* [1907/1908]. In: *Gesammelte Werke VII*, Frankfurt a. M. 1999, 213 - 223, hier 214.

⁷ J. Huizinga: *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*. [1938] Reinbek b. H. 1956, 37.

⁸ L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*. [1953], Frankfurt a. M. 2003, § 66 ff.; hieraus auch die folgenden Zitate.

⁹ Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 7 ff., 23 ff., 48 ff., 64 ff. u. ö.

¹⁰ J. Schulte, *Nachwort*, in: Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, S. 281-300, hier: S. 295.

„Familienähnlichkeiten“ (§ 67), ein „Begriff mit verschwommenen Rändern“ (§ 71). Man könne solche Begriffe zwar definieren, aber nur „für einen besonderen Zweck“ (§ 69); dies nütze nur denen, die die scharfe Grenze zögen; für die Verständigung aber sei es eine „hoffnungslose Aufgabe“, „nach Definitionen (zu suchen)“ (§ 77).

Wittgenstein sieht den Alltags-Sprachgebrauch (§ 116 ff.) als unantastbaren¹¹ Maßstab für seine Betrachtungen. Zwar räumt er „die Verbesserung unserer Terminologie zur Vermeidung von Mißverständnissen im praktischen Gebrauch“ als „möglich“ ein, erklärt aber im nächsten Satz: „Aber das sind nicht die Fälle, mit denen wir es zu tun haben“ (§ 132) und fährt in ähnlicher Hybris wie in seinem Frühwerk „Tractatus logico-philosophicus“¹² fort: „Wir wollen nicht das Regelsystem für die Verwendung unserer Worte in unerhörter Weise verfeinern oder vervollständigen. Denn die Klarheit, die wir anstreben, ist allerdings eine *vollkommene*.“ (§ 133)

Wittgenstein gibt später ein Beispiel dafür, was er unter einer Definition versteht: „»'Rot' bedeutet die Farbe, die mir beim Hören des Wortes 'rot' einfällt« - wäre eine *Definition*. Keine Erklärung des *Wesens* der Bezeichnung durch ein Wort.“ (§ 239) Auf mein Thema angewandt, hieße das: „'Spiel' bedeutet das kulturelle Handlungsfeld, das mir beim Hören des Wortes 'Spiel' einfällt.“ Immerhin scheint bei einer solchen wittgensteinschen „Definition“ die Benennung des Gattungsbegriffs (*genus proximum*) nötig zu sein, die Benennung der besonderen Eigenschaft (*differentia specifica*) offenbar aber nicht; sie scheint nicht nur verzichtbar, sondern eher ein Fehler zu sein!

Auf diese „Bemerkungen“, wie Wittgenstein seine „Philosophischen Untersuchungen“ in seinem Vorwort (S. 7) selbst bezeichnet hat, haben sich seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts viele Theoretiker des sogenannten „linguistic turn“ der Sprachwissenschaft bezogen. Für mich bedeutet ein (in meinen Augen verkürztes Deuten und vor allem) Befolgen dieser wittgensteinschen Gedanken die Kapitulation vor der philosophischen Bringschuld, mit klar abgegrenzten Begriffen zu arbeiten.

Mit einer kategorialen Verschiebung der wittgensteinschen Begrifflichkeit erklärt der Sportwissenschaftler Elk Franke „Sport“ sogar zu einer „Sprache“!¹³ Bestenfalls könnte man aus Wittgensteins Text nur entnehmen, dass „Sport“ - wie andere „geregelt Handlungen [...] und verschiedene Interaktionsformen“ (§ 23) - als „Sprachspiel“ bezeichnet werden kann, aber keinesfalls als „Sprache“!

¹¹ Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 124. Sein philosophischer Gegenstand ist „der tatsächliche Gebrauch der Sprache“, den „die Philosophie ... in keiner Weise antasten (darf)“; „sie läßt alles wie es ist.“ (§ 124).

¹² L. Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*. [1918/1921], Frankfurt a. M. 2003. Im Vorwort schreibt Wittgenstein u. a.: „Dagegen scheint mir die Wahrheit der hier mitgeteilten Gedanken unantastbar und definitiv. Ich bin also der Meinung, die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben.“ (8)

¹³ E. Franke, *Sprachliches Handeln im Sport. Zu den konstitutiven Bedingungen sportlicher Tätigkeit*, in: A. Burkhardt/P. Schlobinski (Hrsg.), *Flickflack, Foul und Tsukahara. Der Sport und seine Sprache*, Mannheim u. a. 2009, 34 - 47, hier 36.

2.2. „Sport“

Leider haben seit gut 30 Jahren auch fast alle deutschen Sportwissenschaftler den „linguistic turn“ in seiner subjektivistischen Beliebigkeit nachvollzogen. Im repräsentativen *Sportwissenschaftlichen Lexikon* heißt es in der letzten überarbeiteten Auflage von 2003 unter dem Stichwort „Sport“: „Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat sich S. zu einem umgangssprachlichen, weltweit gebrauchten Begriff entwickelt. Eine präzise oder gar eindeutige begriffliche Abgrenzung lässt sich deshalb nicht vornehmen.“¹⁴

Die SportwissenschaftlerInnen, die diese Haltung einnehmen, zuletzt wieder der gerade kritisierte Franke¹⁵, haben sich damit eine „Berechtigung“ erschlichen, alles das zum Gegenstand ihrer Wissenschaft zu erklären, was andere (!) Menschen im Alltag (!) als „Sport“ bezeichnen. Bei solchem Verzicht auf eigene (selbstverständlich je subjektive) begriffliche Anstrengung kommt begrifflicher Unsinn wie „Gesundheits“- oder „Rehabilitationssport“ heraus.

Die Dachorganisation des organisierten bundesdeutschen Sports, der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) hat angesichts der unbegrenzten (= undefinierten) Weiter- und Neuentwicklung von sogenannten Sportarten gerade einen Anlauf genommen für einen Versuch, die Notbremse zu ziehen. Der DOSB, zumindest einige Mitglieder dieser großen Organisation bzw. ihrer Verwaltung, will nunmehr eine verbindliche Liste von Sportarten erstellen, um in seiner Mitgliederstatistik, die auch die Finanzbeiträge der Fachverbände bestimmt, das vorhandene Chaos wenigstens etwas zu verringern.

Beim Landessportbund Niedersachsen etwa werden neben über 300 anderen (!) als unterschiedliche „Sportarten“ die beiden folgenden geführt: „Bauch-Beine-Po“ sowie „Bauch-Oberschenkel-Po“! *Difficile est satiram non scribere!*¹⁶ Dass dies eigentlich keine Sportarten sind (sondern allenfalls wenig unterschiedliche Bewegungsangebote), wissen die Verantwortlichen in der Geschäftsführung des DOSB schon. Sie wissen aber noch nicht, wie sie dieser begrifflichen Inflation Herr werden sollen.

Immerhin haben sie verstanden, dass die Definition von Sportarten einen klaren Sportbegriff voraussetzt. Der wiederum müsste im DOSB gegen die herrschende Meinung der deutschen Sportwissenschaft allererst einmal formuliert und dann von einer Mehrheit, möglichst sogar allen, akzeptiert werden. Auf etwaige Ergebnisse dieses Anlaufs zu einer begrifflichen Klärung bin ich gespannt.

Zu „**Sport**“ glaube ich, eine hinreichend klare **Definition** bieten zu können.

Sport ist ein kulturelles Tätigkeitsfeld, in dem Menschen sich freiwillig in

¹⁴ P. Röthig/R. Prohl, Art. "Sport (sport[s])". In: DIES (Hrsg.): *Sportwissenschaftliches Lexikon*, Schorndorf 2003, 493 - 495; hier 493.

¹⁵ E. Franke, *Sprachliches Handeln im Sport. Zu den konstitutiven Bedingungen sportlicher Tätigkeit*, beruft sich wiederum mehrfach auf den Sportphilosophen Gunter Gebauer.

¹⁶ Juvenal, Satiren I, 30. „(Hierüber) keine Satire zu schreiben, ist schwer.“

eine Beziehung zu anderen Menschen begeben mit der bewussten Absicht, ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten insbesondere im Gebiet der Bewegungskunst zu entwickeln und sich mit diesen anderen Menschen auf Grundlage der gesellschaftlich akzeptierten ethischen Werte nach selbst gesetzten oder übernommenen Regeln zu vergleichen.¹⁷

Ich werde einzelne Elemente meiner Definition noch erläutern, so weit es mir für das Thema nötig erscheint. Gesellschaftlich bedeutsamer Widerstand gegen eine so enge Definition ist seit längerer Zeit daraus erwachsen, dass der Begriff „Sport“ mit einem metaphorischen Mehrwert belegt worden ist (ich komme darauf zurück). Ich habe das zu spüren bekommen, seit ich meinen - zugegeben: engen - Sportbegriff vorgestellt habe. Denn wenn Menschen, die z. B. aus Figur- oder Gesundheitsgründen joggen, Aerobic, Pilates oder Nordic Walking betreiben, damit konfrontiert werden, das sei nicht Sport, gehen sie auf die Barrikaden, weil sie ihr Tun unbedingt als „Sport“ bezeichnet wissen wollen.

2.3. „Bewegungskultur“

Ihnen genügt nicht, dass (nicht nur) ich dies als eine Art von **„Bewegungskultur“** bezeichne, die ich so definiere:

„Bewegungskultur“ ist ein Tätigkeitsfeld, in dem Menschen sich mit ihrer Natur und Umwelt auseinandersetzen und dabei bewusst ihre insbesondere körperlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten entwickeln, gestalten und darstellen, um einen für sie bedeutsamen individuellen oder auch gemeinsamen Gewinn und Genuss zu erleben.¹⁸

Auch diesen Begriff habe ich im Internet ausführlich erläutert. Ich betrachte mich selbst als jemand, der Bewegungskultur betreibt, wenn ich gelegentlich mit dem Fahrrad fahre oder schwimme, wenn ich morgens etwas Gymnastik betreibe oder aus Fitness- und Gesundheitsgründen im Wald laufe oder auch spazieren gehe.

Dies alles bezeichnen die meisten Menschen aber gern als „Sport“, und sie werden von den meisten meiner BerufskollegInnen darin bestärkt.

Ich weiß, dass das Wort „Bewegungskultur“ ziemlich sperrig ist. Es hat auch den Nachteil, dass es kein Tu-Wort gibt, das davon direkt abgeleitet wäre; diesen Nachteil hat es allerdings mit „Sport“ gemeinsam. Beides sind eben Begriffe für abstrakte Sachverhalte.

¹⁷ Vgl. die jeweils aktualisierte und erläuterte Definition: <.../sportdefinition.html>

¹⁸ Vgl. die jeweils aktualisierte und erläuterte Definition: <.../bewegungskulturdefinition.html>

3. Gedankengang und Thesen

Nach diesen sprachspielerischen Gedanken zur Einleitung und nach der Klärung der zentralen Begriffe möchte ich jetzt meinen Sportbegriff auf sein Verhältnis zum Spielbegriff untersuchen. Insbesondere versuche ich zu klären, wie weit Spielen ein Wesenszug von Sporttreiben ist, und andererseits, ob und evtl. wie weit der meinem Sportbegriff inhärente Begriff des „Kämpfens“ dem spielerischen Gehalt von Sport widerspricht.

In einem zweiten Teil wende ich mich dem metaphorischen MEHRWERT des Sports zu und untersuche, welche Bedeutung der (alltägliche) Sprachgebrauch des Wortes „Sport“ und der metaphorische Umgang mit ihm hat bzw. haben kann.

3.1. „Sport“, „Spiel“ und „Kampf“

Zunächst also zum Sportbegriff und seinen spielerischen und kämpferischen Implikationen. Meine **Thesen** sind folgende:

- **Sport hat einen spielerischen Kern.**
- **Eine für Sport grundlegende Handlungsweise ist das Kämpfen.**
- **Beide Aussagen begründen keinen logischen Widerspruch.**

In „Sport“ wie „Spiel“ ist die Tätigkeit vom **Modus „Als-ob“** geprägt; es geht eigentlich nicht um Wichtiges, Lebensnotwendiges; Sport treibende Menschen erzeugen nichts Materielles, sie handeln rein symbolisch.

Im Sport vergleichen sich Menschen durch Bewegungshandlungen, die zwar dem Alltagshandeln (noch) relativ nahe sein können (wie z. B. Laufen), die meistens aber deutlich anders sind als Alltagshandlungen; dazu tragen insbesondere die kulturell entwickelten Regeln und Geräte bei. Der 'Als-ob'-Charakter wird bei sportlichen Laufwettbewerben über 400 oder 800 Meter besonders deutlich, weil hier nicht eine Strecke „von A nach B“ zurückgelegt wird, sondern Start und Ziel am selben Ort sind.

Das irgendwann frei erfundene 'Als-ob'-System wird im Sport immer, im Spiel häufig (aber nicht immer!) in Regeln gefasst, die den Sinn, die Bedeutung der Handlungen bestimmen. Entsprechend diesen gemeinsam festgelegten bzw. akzeptierten Regeln handeln die Beteiligten dann in vollem Ernst. Im Spiel sind genau festgelegte Regeln oft nicht nötig; der Sinn mancher Spiel-Handlungen beruht im Gegenteil auf unregelmäßigem, situativem, fantasievollem, kreativem Handeln.

Damit ist schon deutlich, dass Versuche, Sport als Unterbegriff von Spiel zu interpretieren, höchstens begrenzte Plausibilität beanspruchen können. Dass Sport einen spielerischen Kern braucht und hat, ist offensichtlich; hierüber gibt es keinen inhaltlichen Streit. Nur über die kategoriale Zuordnung von Sport zu Spiel wird gestritten. Meine Auffassung ist, dass der Begriff Sport mit dem abstrakten Spielbegriff auf derselben Ebene angesiedelt ist, nicht ihm unterge-

ordnet. Zu dieser die Entwicklung der Sportwissenschaft von Anfang an begleitenden Frage hat Volker Gerhardt einen neueren Beitrag geliefert, der einer kritischen Betrachtung wert ist.¹⁹

Gerhardt nähert sich (etwas zögerlich und inkonsequent) einer „Definition des Sports“ an, wenn er als Oberbegriff für „Sport“ „soziale Verhaltensform“ nennt; es gebe „vor allem zwei Kriterien, die den Sport von anderen sozialen Verhaltensformen des Menschen abgrenzen“ (S. 133): Spiel und Kampf. Dabei reduziert er Spiel allerdings - aus meiner Sicht unzulässig - auf Regelspiel: „Das Spiel besteht in den Regeln, in denen es sich vollzieht - und in nichts sonst. (...) Das Spiel bleibt Spiel, solange es den Regeln entspricht.“ (S. 134). An anderer Stelle verwendet er als Oberbegriff für Sport „Tätigkeit“ (S. 137), verlässt diesen fruchtbaren Ansatz aber wieder und kommt kurz darauf zu folgender Kennzeichnung: „*Der Sport ist nämlich ein Spiel ganz besonderer Art. In ihm geht es stets um ein Messen psycho-physischer Kräfte, um ein sichtbares Höher-, Stärker- und Schneller-Sein, es geht um Sieg oder Niederlage und damit stets um eine kämpferische Auseinandersetzung. Der Sport ist ... ein Kampf, genauer gesagt: ein Kampfspiel.*“ (S. 137; Kursivschrift im Original, C.T.). Wenig später kennzeichnet Gerhardt „Sport“ als „ein Spiel mit Wettkampfcharakter“ (S. 139). So landet er nach verschlungener Betrachtung und Argumentation schließlich doch wieder, wie weiland schon Carl Diem, bei „Spiel“ als Oberbegriff für „Sport“.

Da im Sport Kämpfe²⁰ ausgetragen werden mit dem Ziel, den Besten bzw. Sieger in einem Gebiet der Bewegungskunst zu ermitteln, kämpfen die Beteiligten mit aller Anstrengung um den Sieg. Dies ist offensichtlich in den Sportarten, in denen die Menschen sich in direktem Körperkontakt messen (z. B. im Ringen, Boxen sowie in zahlreichen anderen „Kampfsportarten“). Das die Regeln ausnutzende Kämpfen um den Sieg ist aber auch in allen anderen Sportarten wesentlich, wie weit auch immer symbolisiert.

In Regelspielen soll auch ein Sieger (meist als Gewinner bezeichnet) ermittelt werden, und natürlich kämpfen dann auch alle Beteiligten um den Sieg, allerdings meistens nicht auf einem Gebiet der gekonnten Bewegung. In offenen Spielen kämpfen die Beteiligten überhaupt nicht mit- bzw. gegeneinander.

Kämpfen ist also für Sport eine konstitutive Handlungsweise, für Spiel nicht unbedingt. Der Kampf wird in vollem Ernst geführt, wenn man sich denn erst einmal auf die freiwillig eingegangene Situation mit ihren Regeln eingelassen hat, im Sport immer, beim Regelspiel auch, aber nicht beim offenen oder freien Spiel.

¹⁹ Vgl. Gerhardt, Volker (1991): Die Moral des Sports. In: Sportwissenschaft 21 (1991), Heft 2, S. 125 - 145; hieraus auch die folgenden Zitate. Wieder abgedruckt in: Sportphilosophie. Hrsg.: Volker Caysa. Leipzig: Reclam 1997. S. 172 - 202.

²⁰ Im Sport wird meistens von Wettkämpfen oder Wettbewerben geredet. Dies ist kulturgeschichtlich darin begründet, dass die frühneuzeitlichen Kämpfe um Sieg oder Niederlage auf dem Gebiet der Bewegungskunst (vor allem in England) meist mit einer Wette verbunden wurden: Der Sieger (bzw. der „Patron“, der einen anderen - von ihm abhängigen - Menschen dafür angestiftet - möglicherweise bezahlt - hatte) gewann den vorher vereinbarten Einsatz (übrigens nicht immer in Form von Geld).

Die Regeln können übrigens im Sport wie im Spiel vor Beginn völlig neu erfunden, ausgehandelt und auch zwischendurch verändert werden - im Sport sowie bei Partner- bzw. Gruppenspielen natürlich nur in gegenseitigem Einvernehmen, wenn man nicht schon etablierte und akzeptierte Regeln beibehalten will. Regeln sind nie absolut; sie sind zwar ein notwendiges Merkmal von Sport, aber keineswegs ein hinreichendes.

Sportliches Handeln findet seine ethischen Grenzen - wie alles Handeln - in den gesellschaftlich akzeptierten ethischen Standards, die auch beim Aufstellen speziell sportlicher Regeln geachtet und eingehalten werden müssen.

Über **die ethischen Werte** muss gestritten werden, und sie werden nach gesellschaftlichen Debatten verändert, akzeptiert oder nicht. Sie **sind** also **kulturell relativ, aber keineswegs beliebig**. Ich gehe übrigens davon aus, dass wir in unserem tiefen Inneren einen verlässlichen moralischen Kompass dafür haben, ob unser Handeln gut ist oder nicht - wir sind allerdings auch fähig, diese innere Stimme zu überhören oder zu übertönen.

Ein Beispiel dafür finden wir in der „Sportart“ Boxen. Sie hat sich - aus unregelmäßigem körperlichen Auseinandersetzungen, ernstem waffenlosen Kämpfen auf Leben oder Tod - als eine kulturell durch Regeln eingehegte Form des Kämpfens entwickelt, die schon in der Antike als eine Art Sport verstanden wurde, wenn auch mit „brutaleren“ Erscheinungsformen.²¹

Die kulturelle Relativität der ethischen Werte bedingt, dass immer wieder neu verhandelt werden muss, was eine Gesellschaft als „verboten“ bzw. „erlaubt“ ansieht. Insofern, als es heute im sogenannten Boxsport, sogar im Amateurbereich, nach den Regeln erlaubt ist, einen anderen Menschen kampfunfähig zu schlagen, und da es in einigen Fällen sogar zum Tod direkt im Boxring geführt hat, zumindest in sehr vielen Fällen zu dauerhafter gesundheitlicher Schädigung (manchmal auch mit Todesfolge), ist für mich die ethische Grenze überschritten; insofern kann ich Boxen nicht als „Sport“ bezeichnen.

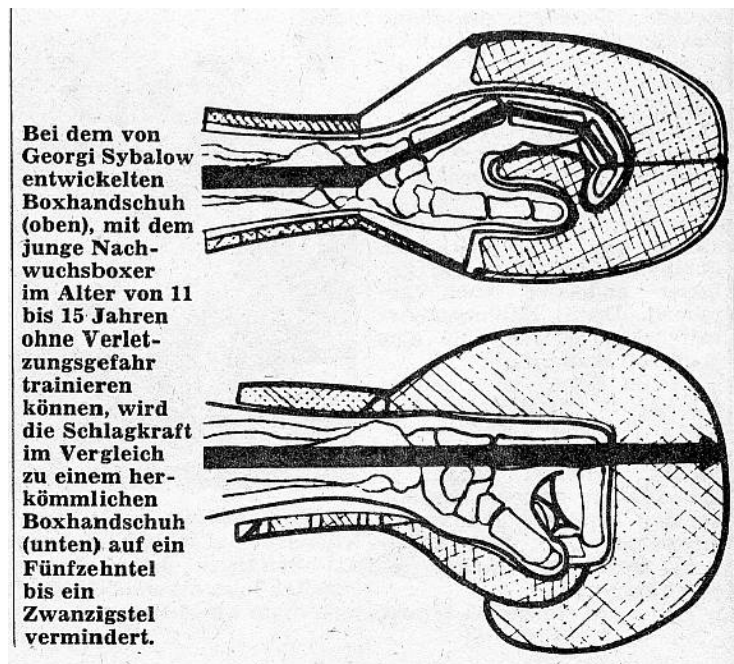
Dabei hat es in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts eine Initiative des Amateurboxverbandes der UdSSR gegeben, dieses ethische Dilemma dadurch zu vermeiden bzw. wenigstens zu entschärfen, dass die Boxhandschuhe in folgender Weise umgestaltet worden wären:

Durch eine veränderte Handhaltung innerhalb der Boxhandschuhe würde nicht mehr die kinetische Energie eines geraden Boxhiebes weitgehend unvermindert (bis auf die Polsterung der Handschuhe) auf den getroffenen Menschen wirken (vgl. die untere Skizze), sondern schätzungsweise nur noch „ein Fünftel bis ein Zwanzigstel“ davon, weil die Boxhandschuhe die Mittelhand sowie die Fingerglieder in eine jeweils leicht abgewinkelte Stellung bringen

²¹ Bei den „Leichenspielen“, die Achilles vor Troja zu Ehren seines Gefährten Patroklos ausrichtete, war Boxen einer der Wettbewerbe (Homer, Ilias XXIII, 653-699). Vgl. allgemein: Poliakov, Michael B. (1989): *Kampfsport in der Antike. Das Spiel um Leben und Tod*. (New Haven: Yale Univ. Press 1987) Aus d. Amerikan. übs. v. H. Schmidt. Zürich, München: Artemis.

(vgl. die obere Skizze), die die „Schlagkraft“ (= kinetische Energie) durch Verformung der Hand in den Gelenken stark verringert.²²

Dadurch wäre das Boxen - von mir aus gern nicht nur für „junge Nachwuchsboxer“, sondern für alle - in die Nähe des Fechtens gerückt worden, bei dem ja auch durch viele technische Vorrichtungen aus potenziell tödlichen Waffen Sportgeräte entwickelt worden sind, die auf ausschließlich symbolische Treffer (Berührungen) ausgerichtet sind.



Dieser zivilisierende Vorschlag des sowjetischen Boxverbands von 1978 fand leider keine internationale Zustimmung, nicht einmal im Amateurbereich für Jugendliche, für den er unterbreitet wurde! Anscheinend war den (anderen) Funktionären wichtiger, dem Boxen den problematischen Reiz zu erhalten, dass man dabei - zwar geregelt und von Kampfrichtern überwacht - doch noch ziemlich atavistisch seine eigene Gesundheit aufs Spiel setzt, um den anderen möglichst so stark zu schädigen, dass er zumindest in seiner Handlungsfähigkeit eingeschränkt wird - milde ausgedrückt. Oder mit angemessenem Zynismus formuliert: Wenn beim Boxen nicht mindestens das Risiko schwerer gesundheitlicher Schädigung eingegangen würde, würde sich im Profibereich kein zahlendes Publikum finden, und der Amateurbereich würde als „Durchlauferhitze“ für den Profibereich nicht mehr funktionieren.

Wenn man ein solches zynisches Kalkül den Boxfunktionären nicht unterstellen mag, hilft vielleicht eine etwas wohlwollende Interpretation, bei der für mich schon ein problematischer Aspekt des metaphorischen Mehrwerts von Sport aufscheint: Viele Menschen sehen in dieser

²² Sybalow, Georgi: „Ich bin gegen den Knockout“ - bei ihm bleibt die Schlagkraft im Handschuh. Sowjetischer Boxexperte über die Möglichkeiten, das Boxen zu „entschärfen“ / 2. Teil. Aus: „Sowjetunion heute“. Abgedruckt in: „Unsere Zeit“ (UZ) vom 29. 09. 1978; diesem Artikel ist auch die Abbildung entnommen.

harten Gestaltung des Boxens eine Metapher²³ für das erfolgreiche Überleben in einer un-friedlichen Gesellschaft, in der man um alles kämpfen muss.²⁴

So unangemessen ist diese Metapher ja gar nicht - leider. Aber dass deshalb die „richtige“, „gute“ Folge wäre, seine Mitmenschen als zu bekämpfende und zu besiegende Konkurrenten um die (als knapp vorgestellten) Lebensmöglichkeiten zu betrachten, dagegen möchte ich wohl argumentieren. Ich komme darauf gleich zurück, will aber schon sagen, dass viele Sport-Metaphern in diese kämpferische Richtung deuten.²⁵

Ich fasse zusammen: Obwohl Sport einen spielerischen und einen kämpferischen Kern hat, begründen beide Aussagen keinen logischen Widerspruch; beide zusammen erst beschreiben die Dialektik des Sports.

3.2. Zum metaphorischen Mehrwert des Sports

Woher kommt und wie „funktioniert“ der metaphorische „Mehrwert“ von Sport? Ich versuche, diese Frage anhand folgender **Thesen** zu beantworten:

- Die gesellschaftlichen Verhältnisse tragen dazu bei, dass die vorherrschende Gesellschaftsformation in ihren kulturellen Ausprägungen möglichst bestätigt und bestärkt wird.
- Dies ist ein bedeutsamer Grund dafür, dass in der vorherrschenden Gesellschaftsformation viele Menschen ihre Nähe zu einem - allerdings diffusen und meines Erachtens missverstandenen - Sportbegriff für wichtig halten.
- So missverstandener Sport und die vorherrschende Gesellschaftsform verstärken einander durch wechselseitige Metaphorik.

²³ Als Metapher verstehe ich ein „Wort mit übertragener Bedeutung, eine bildliche Wendung“ (Duden), oder etwas ausführlicher: „eine rhetorische Figur, bei der ein Wort nicht in seiner wörtlichen, sondern in einer übertragenen Bedeutung gebraucht wird“ (Wikipedia); vgl. Küster, Rainer (2009): Metaphern in der Sportsprache. In: *Flickflack, Foul und Tsukahara. Der Sport und seine Sprache*. Hrsg.: Burkhardt, Armin; Peter Schlobinski. Mannheim u.a.: Dudenverlag. S. 60 - 79.

²⁴ Zur allgemeinen Verwendung sportlicher Metaphern (insbesondere in der politischen Rhetorik), auf die ich hier weiter nicht eingehen will, vgl. Burkhardt, Armin (o. J.): SPIELT Deutschland UM DEN ABSTIEG? Sportmetaphern in der politischen Sprache. <<http://www.dshs-koeln.de/static/wps/wcm/connect/980a968048538bf0bd59bdad00342709/burkhardt+abstract.pdf?mod=ajperes&lmod=1732073139&cacheid=980a968048538bf0bd59bdad00342709&lmod=1732073139&cacheid=980a96804853030c9f3914.pdf>> (letzter Zugriff: 08.09.2013); Schafroth, Florian (o.J.): Die Sportmetaphorik in der politischen Kommunikation. <http://www.imb-uni-augsburg.de/files/zusammenfassung_schafroth.pdf> (letzter Zugriff: 08.09.2013); Schieder, Siegfried (2006): Die gestaltende Kraft von Sprachbildern und Metaphern. Deutungen und Konstruktionen von Staatlichkeit in der deutschen Debatte über den europäischen Verfassungsvertrag. - Universität Trier, Fachbereich III - Politikwissenschaft, Diss. phil. <http://ubt.opus.hbz-nrw.de/volltexte/2010/598/pdf/Schieder_13102006.pdf> (letzter Zugriff: 08.09.2013); Spitaler, Georg (2005): *Authentischer Sport – inszenierte Politik? Zum Verhältnis von Mediensport, symbolischer Politik und Populismus in Österreich*. Frankfurt/M.

²⁵ Vgl. Küster (Metaphern); Reichholf, Josef H. (2009): *Warum wir siegen wollen. Der sportliche Ehrgeiz als Triebkraft in der Evolution des Menschen*. Neuausgabe. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.; Behringer, Wolfgang (2012): *Kulturgeschichte des Sports. Vom antiken Olympia bis ins 21. Jahrhundert*. München: Beck, hier insbesondere S. 367 - 370; Pethes, Nicolas: Rhetorik des Fußballs. In: *SportZeiten* 12 (2012) 2, S. 7 - 17; Belyutin, Roman: Fußball als interkursives Modell im sprachlich-semiotischen System. In: *SportZeiten* 12 (2012) 2, S. 19 - 29; Plumpe, Matthias (2012): Fußball und Krieg. In: *SportZeiten* 12 (2012) 2, S. 45 - 54.

Wir, die wir hier in Zürich versammelt sind, kommen zwar aus verschiedenen politischen Gebilden, Staaten, sind aber Mitglieder einer transnationalen Gesellschaftsformation. Diese als „kapitalistisch“ zu bezeichnen, reicht zwar nicht hin, scheint mir aber notwendig, um das bestimmende Merkmal dieser Gesellschaftsformation zu benennen.

Die Parallelen unserer Gesellschaftsformation zum Tätigkeitsfeld Sport sind naheliegend und offensichtlich.²⁶ Der norwegische Friedensforscher Johan Galtung hat dies 1995 in einem Beitrag mit dem Titel „Das Sportsystem als Metapher für das Weltsystem“ zugespitzt so formuliert:

„... kann getrost behauptet werden, daß der westliche Sport als vollwertiger Träger mustergültiger, expansionistischer, abendländischer Kosmologie dient:

Raum: Kausaler Fluß vom Zentrum im Westen in Richtung Peripherie

Zeit: Festhalten an Fortschritt bis zum Höhepunkt, Macht über Aufbau und Zusammenbruch

Wissen: Schwerpunkt auf einer Variablen, den Rest kontrollieren

Natur: Bezwingen, zähmen, Rekorde brechen

Selbst: Über-Ich (Regeln) kontrolliert das Ich, das Ich das Es

Gesellschaft: Hierarchisch + individualistisch = kämpferisch

Beteiligteninteraktion: Sieg ist das Ein und Alles; der neue Name für GOTT²⁷

Basierend „auf einer Universalsprache, der Körpersprache, die über Sprachgebiete hinausgeht und ohne Übersetzer auskommt“, sei Sport einer „der mächtigsten Verbreitungsmechanismen von Kultur und Struktur ..., die die Menschheit je gekannt hat“ (S. 66). Sport, verstanden als „Wettkampfsport, so wie wir ihn kennen“ (S. 64)²⁸, „weist auf zwei Hauptstandbeine, auf denen die westliche Gesellschaft aufgebaut ist: Den Staat, inklusive Militär, und das Kapital.“ Diese westliche Gesellschaft sei wie der Sport expansionistisch, imperialistisch; „anders ausgedrückt, der Olympische Sport sollte für reichlich Übung zum ergebnen Dienst an Staat und Kapital sorgen.“ (S. 61) „Bestenfalls ist Sport unwichtig, schlimmstenfalls »bellogen«, indem er statt kooperativen internationalen Verhaltens Nationalismus und Wettstreit propagiert.“ (S. 64-65)

²⁶ Vgl. neuerdings Digel, Helmut (2013): Vom GEGENBILD zum ABBILD oder In der FALLE des Hochleistungssports. In: Olympisches Feuer 2013, Heft 1, S. 20 - 21. Allerdings scheut Digel die analytische Klarheit des Begriffs „Kapitalismus“.

²⁷ Galtung, Johan (1995): Das Sportsystem als Metapher für das Weltsystem. Aus d. Engl. übers. v. Hendrik Ahrend. In: *Weiterbildung, Sport, Gesundheit. Praxismodelle und theoretische Grundlagen*. Hrsg.: G. Holzapfel et al. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand. S. 60 - 74, hier: S. 66-67 (Hervorhebungen im Original); hieraus auch die folgenden Zitate.

²⁸ Mit dieser einschränkenden Kennzeichnung wird Galtungs zwar teilweise zutreffende, aber einseitige, verkürzte Betrachtung „des Sportsystems“ deutlich, die einen anders möglichen, friedlich orientierten Sport im Sinne meiner Definition ausblendet. Die spätere Kennzeichnung als „Olympischer Sport“ macht dies auch deutlich. Vgl. Tiedemann, Claus (2009): "Olympismus und Friedens-Hypothese", oder: Sport und Frieden - Wunsch und Wirklichkeit. In: *Sportgeschichte erforschen und vermitteln. Jahrestagung der dvs-Sektion Sportgeschichte vom 19.-21. Juni 2008 in Göttingen*. Hrsg.: Andrea Bruns, Wolfgang Buss. Hamburg: Czwalina (= Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft; Band 187). S. 169 - 177. Auch im Internet: <.../VortragGoettingen2008.pdf>

Galtung übersieht nicht, dass im Sport auch Kooperation angelegt ist, insbesondere im Mannschaftssport, aber das sei „Kooperation für den Wettkampf und nicht Wettkampf, um zu kooperieren; ein GENTLEMAN-DARWINISMUS“ (S. 61).

Galtungs Beschreibung des „Sportsystems als Metapher für das Weltsystem“ kann ich mit einigen angedeuteten Abstrichen zustimmen. Die kulturelle, gesellschaftliche Auswirkung dieser strukturellen Ähnlichkeit von (vorherrschendem) Sport und Gesellschaftsformation ist für viele, dass sie ihre Wertschätzung der Gesellschaftsformation auf den Sport übertragen - und eben auch umgekehrt. Dabei ist unerheblich, ob sie dies bewusst tun. Wahrscheinlich wirkt diese Übertragung, die Metaphorik, sogar stärker, wenn die Menschen unbewusst so denken und handeln und möglicherweise gar der alten Auffassung sind, Sport habe „mit Politik nichts zu tun“, wie uns die maßgeblichen Sportideologen und -funktionäre bis 1980 noch weismachen wollten und teilweise bis heute noch wollen.

Wahrscheinlich trägt zur starken Wirkung solch unbewusster Gleichsetzung auch bei, dass der Sportbegriff unklar gehalten wird. Denn dann erscheinen die Parallelen und Zusammenhänge nicht so verräterisch deutlich wie bei einem engen, aber präzisen Sportbegriff. Ich kann dies noch schärfer formulieren: **Ein unklarer Sportbegriff ist die notwendige Voraussetzung dafür, dass - bei ebenfalls unklarer polit-ökonomischer Begrifflichkeit - solche Metaphern verwendet werden und wirken können, dass diese Metaphorik „funktioniert“, einen „Mehrwert abwirft“.**

Galtung hat übrigens „Sport“ zwar nicht klar definiert, bindet diesen Begriff aber an „Wettkampf“. Die Erscheinungsform ohne Wettkampf nennt auch Galtung schon „Bewegungskultur“ (S. 61).

Aufgrund der - meist wohl unbewussten - Gleichsetzung von Gesellschaft und Sport empfinden viele Menschen es wohl auch als Angriff auf die Gesellschaftsformation, wenn ihr - diffuses - Sportverständnis infrage gestellt wird. Sie beharren hartnäckig darauf, alles als Sport zu bezeichnen, was mit - zumindest leicht anstrengender - Bewegung zu tun hat und (angeblich) die Gesundheit fördert, weil in unserer Gesellschaft dies als „soziale Botschaft“ (Galtung) propagiert wird. Mit Galtung schätze ich dies allerdings als „falsche Botschaft“ (S. 62) ein. Leider wirken fast alle SportwissenschaftlerInnen an dieser falschen sozialen Botschaft mit, nicht nur durch ihr Beharren auf einem angeblich nicht definierbaren Sportbegriff.

Diese falsche soziale Botschaft verstehe ich als den metaphorischen Mehrwert des Sports, auf den ich im Titel angespielt habe.²⁹ Das „Sportsystem“ zeigt sich als eine

²⁹ Vgl. Hütig, Andreas; Johannes Marx (2004): Abseits denken oder Die Welt ist alles, was der Ball ist. In: *Abseits denken. Fußball in Kultur, Philosophie und Wissenschaft*. Hrsg.: A. Hütig; J. Marx. Kassel. S. 12 - 20. Belyutin (Fußball) hat eine ähnliche Betrachtung auf „das Phänomen 'Fußball'“ bezogen, das er „als eine selbständige Kommunikationsstrategie mit anthropologischem, teleologischem, integrativem, rhetorischem, intentionalem und axiologischem Charakter“ bezeichnet; Zitat: S. 28.

wirksame Metapher für das „Weltsystem“, weil Sport bei fast allen Menschen positiv konnotiert ist, während dies für „das Weltsystem“ (den Kapitalismus, zumal in seiner imperialistischen Form) nicht unbedingt gilt.

Dieses „falsche“ Sport- (und Gesellschafts-) Verständnis hat einen großen - aus meiner Sicht problematischen - Wert für viele Menschen, die „ihren Sport“ nicht infrage gestellt wissen wollen, und es hat einen großen (und ebenso problematischen) Wert für alle, die diese Gesellschaft grundsätzlich so lassen wollen, wie sie ist. **Diese gesellschaftliche Metaphorik des Sports hat eine wichtige Rolle bei der Legitimierung der seit mehr als zwei Jahrhunderten sich entwickelnden und weltweit ausbreitenden kapitalistischen Gesellschaftsformation gespielt und spielt sie noch.**

Mit seinem Denkansatz SPIELT Galtung IN DER HÖCHSTEN LIGA der Metaphoriker, die die Sonderwelt des Sports verbinden mit großen Fragen der Menschheit, die DAS GANZ GROBE RAD DREHEN (wollen). IN DIESER LIGA SPIELT auch der Göttinger Neurobiologe Gerald Hüther, allerdings meiner Einschätzung nach AUF EINEM ABSTIEGSGEFÄHRDETEN PLATZ.

In seinem anspruchsvoll betitelten Buch „Was wir sind und was wir sein könnten. Ein neurobiologischer Mutmacher“³⁰ formuliert er sein Menschen- und Gesellschaftsbild. Danach „SIND WIR KEINE WETTKÄMPFER“.

Er geht - meines Erachtens zu Unrecht - davon aus, dass „Wettbewerb“ gesellschaftlich „geschaffen“, „erzeugt“ werde und seine Notwendigkeit für die menschliche / gesellschaftliche Weiterentwicklung die herrschende Vorstellung sei. Dies beruhe auf dem „Wirtschaftssystem, das unser Leben bisher bestimmt hat“. Gegen dieses implizit abgelehnte Wirtschaftssystem (das kapitalistisch zu nennen er sich offenbar scheut) steht seine Überzeugung, dass „auch in der Evolution (...) der Wettbewerb weder Grundlage noch Voraussetzung für wirkliche Weiterentwicklung (sei). Konkurrenz führt immer nur dazu, dass das, was bereits entstanden ist, weiter spezialisiert wird.“ Diese letzte These scheint mir nicht nur gewagt, sondern auch einseitig und überzogen und damit letztlich falsch.

Der Münchener Evolutionsbiologe Josef H. Reichholf will IN DIESER LIGA GANZ VORNE MITSPIELEN. Er hat ein anderes Menschenbild als Hüther entwickelt. Der Titel seines Buchs gibt schon die Hauptthese wieder: „Warum wir siegen wollen. Der sportliche Ehrgeiz als Triebkraft in der Evolution des Menschen“.³¹

Reichholf stellt ausführlich dar, wie auf der Evolutionsstufe des Australopithecus insbesondere die motorischen Fähigkeiten des aufrechten Gangs, verbunden mit der freien Nutzung der Hände, entwickelt wurden, weil sie Vorteile im Überlebenskampf in der Natur und mit anderen Lebewesen ermöglichten. Diese besseren Möglichkeiten wurden auch psychisch immer

³⁰ Hüther, Gerald (2011): *Was wir sind und was wir sein könnten. Ein neurobiologischer Mutmacher.* (Frankfurt a. M.: Fischer 2009) Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch. Die folgenden Zitate: S. 80 - 82.

³¹ Reichholf (Ehrgeiz); hieraus auch die folgenden Zitate.

tiefer verankert, bis daraus eine bestimmende „Motivation“ wurde, die auf der Evolutionsstufe des Homo mit der enormen Entwicklung des Gehirns und der „Ratio“ sich ausformte zur Emotion „Ehrgeiz“, die das gesamte menschliche Handeln bestimmt(e). In den jüngsten Stufen der kulturellen Entwicklung sei daraus „sportlicher Ehrgeiz“ geworden.

Reichholf ist es meines Erachtens gut gelungen, seine - wie er oft zugibt: gewagten - Thesen zu begründen. „Der Mensch ist seiner Art nach auf Sieg programmiert! (...) Das Siegenwollen durchdringt unser ganzes Leben. Es wird uns nur meistens nicht bewusst.“ (S. 235). Er formuliert daraus ein „Zukunftsprogramm“: „Lernen für die Zukunft einer friedlicheren Welt, in der jeder auf seine Weise »Sieger« werden und sein kann, ohne die anderen dadurch zu Verlierern zu machen und wegzudrängen. Das sportliche Vorbild taugt dazu!“ (S. 244). „Der Sport kann uns deutlich machen, worum es geht: Um die Zielorientierung! Ist sie vorhanden und der Wille zum Sieg da, werden ungeahnte Energien freigesetzt und Leistungen erzielt, die an Wunder grenzen.“ (S. 245-246). Allerdings hat Reichholf ein undifferenziertes, fast naiv zu nennendes Gesellschaftsbild. Auch seine Sportmetaphorik bleibt damit im Affirmativen.

Die vorgestellten drei Autoren versuchen von unterschiedlichen Positionen aus, im kulturellen Tätigkeitsfeld Sport einen metaphorischen MEHRWERT zu finden. Zwei von ihnen glauben, Sport biete für die Erklärung des „Weltsystems“ (Galtung) bzw. der „Evolution des Menschen“ (Reichholf) guten metaphorischen Stoff.

Galtung nimmt eine skeptisch-kritische Haltung sowohl gegenüber dem „Weltsystem“ als auch gegenüber dem „Sportsystem“ ein und wendet sich gegen den affirmativen, legitimierenden Gebrauch von Sportmetaphern für das Weltsystem.

Reichholf begeistert sich förmlich an den positiven Möglichkeiten, mithilfe von Vergleichen aus der „OLYMPISCHEN“ Welt des Sports die Menschwerdung besser zu verstehen und eine (sportliche) Zielorientierung des Siegenwollens - implizit auch für das kulturell-gesellschaftliche Leben - zu propagieren.

Hüther hingegen wendet eine (immanente) Kritik an den gegenwärtigen Erscheinungsformen des Höchstleistungssports, mit der ich sympathisiere, zu einer polemisch verdrehten und überzogenen allgemeinen Ablehnung des (sportlichen) Wettbewerbs: „Fachidioten und Leistungssportler kann man durch Wettbewerb erzeugen, ...“. Mit seiner direkt anschließend formulierten positiven Perspektive für individuelle und gesellschaftliche Entwicklung bin ich allerdings sehr einverstanden: „... , aber nicht umfassend gebildete, vielseitig kompetente und umsichtige, vorausschauend denkende und verantwortlich handelnde, in sich ruhende und starke, beziehungsfähige Persönlichkeiten.“³²

³² Hüther (Mutmacher), S. 80.

4. Zusammenfassung und Ausblick

Was kann ich als gesellschaftlicher Mensch und Kulturwissenschaftler tun angesichts solcher komplexer Zusammenhänge? Ich BLEIBE BEI MEINEM LEISTEN, versuche nicht, DAS GANZ GROSSE RAD ZU DREHEN, sondern formuliere zum Abschluss nur bescheidene Handlungsvorschläge aus meinem Arbeitsgebiet:

Als Wissenschaftler versuche ich, diese Zusammenhänge kritisch zu reflektieren bzw. durch meine Arbeiten die (affirmativen) Wirkungen solcher Sport- und Gesellschafts-Theorie und solcher Metaphorik aufzudecken. Als einen Bestandteil des üblichen Verständnisses von bzw. Umgangs mit Sport habe ich beispielsweise das „Rekordprinzip“ untersucht, das einen ähnlichen metaphorischen MEHRWERT verspricht wie Sport. Auf das Rekordprinzip zu verzichten ist nicht nur ohne Schaden für das Sportprinzip möglich; es kann sogar als besonders schädlich und unmenschlich bezeichnet werden, weil es Unsportliches wie z. B. Doping geradezu herausfordert.³³

Als gesellschaftlicher Mensch versuche ich zu handeln entsprechend meinen Vorstellungen davon, wie sich unsere Gesellschaft und auch der Sport zum Besseren entwickeln könnten bzw. sollten. Utopisch bleibt vielleicht das Streben nach einer radikal friedlichen Gesellschaftsformation und einer entsprechenden Sportausübung, in der die kämpferischen Elemente des Sports spielerisch so eingehegt sind, dass sie wirklich niemandem mehr schaden, ohne dass dadurch der Reiz des spielerischen Strebens nach dem siegreichen Vergleich mit anderen verloren geht.³⁴ In diese Richtung sollten Veränderungen in Gesellschaft und Sport möglichst versucht werden.

³³ Tiedemann, Claus (2013): Gedanken zum Rekord-Prinzip im modernen Leistungssport oder: Vom Rekord-Prinzip zum Rekord-Wahn im Sport. Vortrag vor der Deutschen Olympischen Gesellschaft, Ortsgruppe Kiel, am 13. Februar 2013. <.../Sport_ohne_Rekord.pdf>

³⁴ Tiedemann, Claus (2011): Frieden und Sport. In: *Handbuch Frieden*. Hg.: H. J. Gießmann; B. Rinke. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 564 - 573. Neu: 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Unter Mitarbeit von Andreas Schädel. Hrsg. Hans J. Gießmann; Bernhard Rinke. Wiesbaden: Springer VS-Verlag 2019. S. 685 - 695. Im Internet: <.../FriedensHandbuchSport_2.Auflage.pdf>